Zeitschrift: Mariastein : Monatsblätter zur Vertiefung der Beziehungen zwischen Pilgern und Heiligtum

Herausgeber: Benediktiner von Mariastein

Band: 54 (1977)

Heft: 4

Artikel: St. Urban und Beinwil : Freundschaft zwischen zwei Klöstern

Autor: Haas, Hieronymus

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1030811

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

St. Urban und Beinwil

Freundschaft zwischen zwei Klöstern

P. Hieronymus Haas

Die Abteien Beinwil und St. Urban haben viel Gemeinsames miteinander. Beide Klöster erwuchsen aus einer Reform des benediktinischen Mönchtums; das eine ist der Reform von Cisterz verpflichtet, das andere der von Hirsau. Beide liebten die Einsamkeit und Stille; die Hirsauer siedelten sich im Lüsseltal an, die Zisterzienser im Tal der Roth. Die ersten Mönche St. Urbans kamen aus dem jurassisch-elsässischen Lucelle, einer Gründung von Citeaux. Noch heute grüsst das Wappen des fernen Citeaux, ein rot-weiss gewürfeltes Band auf blauem Grund, vom Chorbogen St. Urbans. Die Freiherren von Langenstein waren die Stifter und Gründer des Klosters St. Urban und bedachten es mit einem ausgedehnten Land- und Waldbesitz. Laut Urkunde geschah dies im Jahre 1194, wobei die beiden Stifterbrüder in den Zisterzienserorden eintraten. Im Laufe der Geschichte erlebten Beinwil und St. Urban ähnliche Schicksale: Gründung und Zerstörung, Neubauten und Feuersbrunst, Niedergang und Aufschwung. Im 18. Jahrhundert erfolgte der grosse Neubau von Kirche und Kloster St. Urbans, ein Jahrhundert später folgte 1848 die Säkularisation, und 1873 wurde es in eine psychiatrische Klinik umgewandelt.

Beinwil war in gewissem Sinn noch schlimmer dran als St. Urban, denn 1555 starb Beinwil aus, während St. Urban die Reformation gut überstand und zu neuer Blüte kam. Beinwil hat es der Regierung von Solothurn und den Mönchen von Rheinau zu verdanken, dass es wieder neu aufleben konnte. Für St. Urban gab es keine rettende Staatsmacht. Im Jahre 1906 starb der letzte Mönch von St. Urban, ohne nur einen Hoffnungsschimmer einer Restauration seines geliebten Klosters zu sehen.

Wenn man diese Zusammenhänge vor Augen hat, ist es verständlich, dass diese beiden Abteien rege Beziehungen miteinander unterhielten. Wie jedes mittelalterliche Kloster suchte auch St. Urban den anfänglichen *Grundbesitz* zu vergrössern und weitabgelegene Besitzungen mit näher gelegenen abzutauschen. So nahm die Abtei St. Urban Weinberge, Äcker, Wald und Hausbesitz bei

Altlikon im Breisgau zu Erblehen an vom Kloster Beinwil (STA LU 53, Nr. 69). Ein Mönch des Klosters St. Urban war Lehensträger. 1338 erfolgte eine Handänderung, indem auf Ulrich von Soppensee als Lehensträger Johannes von Bonndorf folgte.

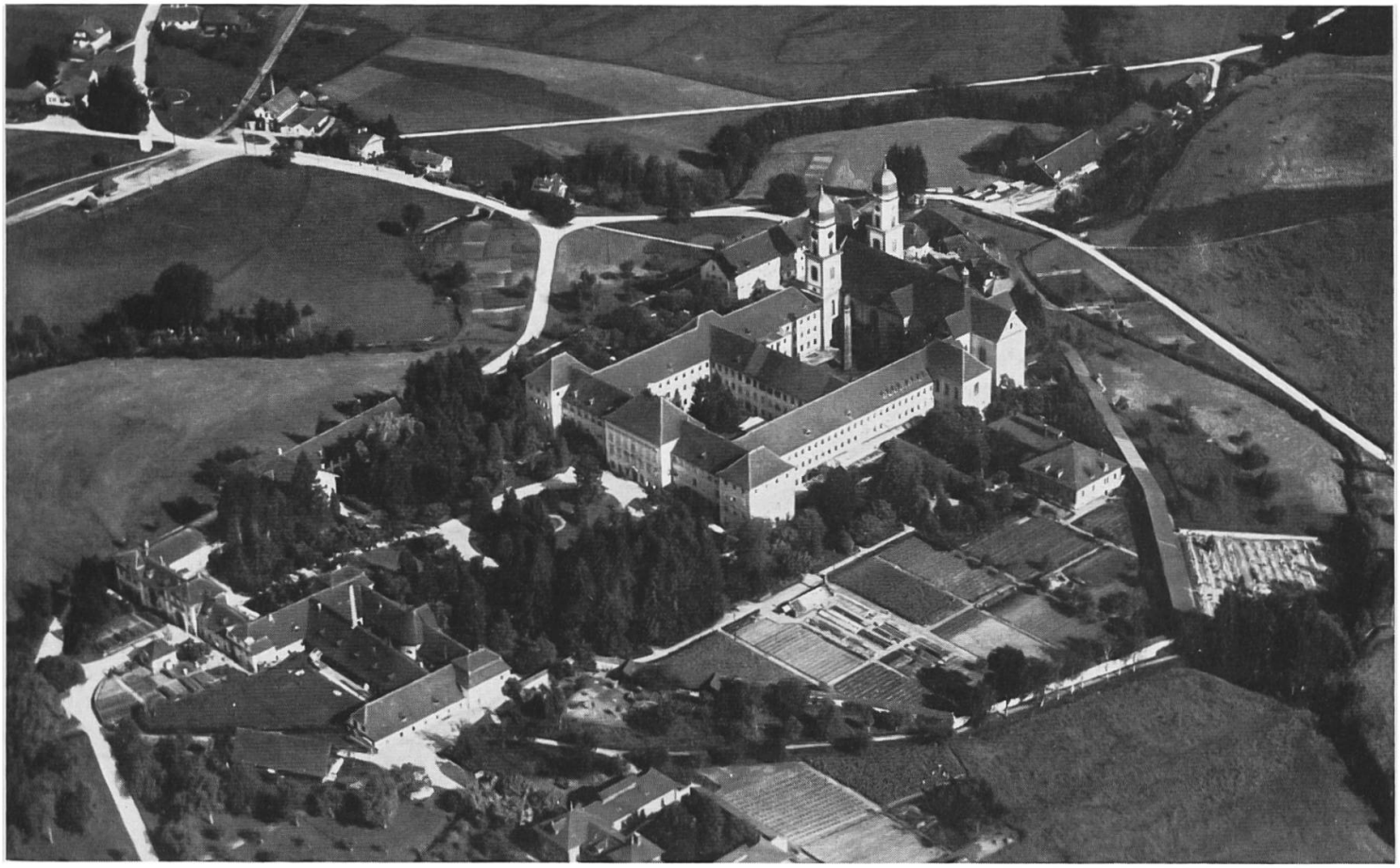
Durch Schenkung, Kauf und Tausch hatte sich St. Urban bis zum Beginn des 15. Jahrhunderts einen bedeutenden Grundbesitz von mehreren tausend Jucharten geschaffen, der in den umliegenden Gemeinden des Klosters zerstreut lag. Ungefähr drei Viertel des urbanischen Besitzes lag auf Berner und Solothurner Gebiet, ein Viertel auf luzernischem Boden, zu dessen Landschaft St. Urban seit 1407 gehörte. Bedeutend war St. Urbans Rebbesitz am Bielersee. Vereinzelte Güter lagen auch im Thurgau, so die Höfe Herdern und Liebenfels. Noch im Jahre 1533 hatte sich ein Appenzeller Senn ins Gotteshaus St. Urban verpfründet.

Zum Grundbesitz St. Urbans müssen auch die Häuser gezählt werden, die zu Basel, Solothurn und Sursee waren. Von diesen St. Urbaner Höfen darf der Hof zu Solothurn eigens erwähnt werden. Dort besass das Kloster an der Gurzelngasse zwei neue aneinanderstossende Häuser (STA SO Ratsmanuale X, 194 — STA LU Urk. Fasc. 47, Nr. 37b). Die Politik der Äbte tendierte allgemein daraufhin, das im Laufe der Zeit mühsam Erworbene gegen alle Angriffe von aussen zu verteidigen.

Das mittelalterliche St. Urban war ein zweistöckiges, gradlinig erbautes Haus und entbehrte nach strenger Zisterzienser-Art jeden äusseren Schmukkes. Welche Pracht im Innern herrschte, beschreibt der Chronist vom Jahre 1513 (Seemann, Cist. Chronik IX, 68): «Der Flügel mit der Abtswohnung zeichnete sich aus durch reichen Schmuck und elegante Räume. Besonders der grosse Empfangssaal glänzte in seltener, vielgestaltiger Pracht. Die Wände prangten in Schnitzwerk, der Boden war aus feinstem Holz. Schränke und Tische zierten kunstvolle Skulpturen, bemalte Ziegelsteine verliehen der Diele ein besonderes, originelles Gepräge. Grosse Wandgemälde stellten Szenen dar aus dem griechischen und biblischen Altertum (Odysseus, Troianer, David und Goliath, Samson). Auch der Speisesaal des Klosters war ein kunstvoll hergerichteter Raum, reich an Bildschmuck und Schnitzwerk. Der Konvent war wohlversehen mit Silber und Zinngerät aller Art. Die Kirche war würdig ausgestattet mit kostbaren Kelchen, Ornamenten, Büchern und Reliquien.»

Aber leider sank dieses anmutige Kloster in Schutt und Asche. Am 7. April 1513 ist «das Gotzhus zu sant urban verbrunnen, die kilch, die ganze appty, das dormitorium und alles so in den fier muren des Crützganges begriffen war, jämmerlich, elendlich und kleglich» (STA U. Kod. Nr. 495). Während alle Mönche bis auf drei der Landarbeit oblagen, hatte ein Küchenjunge aus Dummheit und Mutwillen die Abtei in Brand gesteckt. Der Klosterkoch befand sich in Luzern, und Abt und Prior waren auf Wallfahrt gegangen. Ein grosser Teil der Bücher konnte gerettet werden, auch die Urkunden und Briefe brachte man noch rechtzeitig aus dem brennenden Gebäude, die Mönche aber verloren ausser dem Kleide, das sie trugen, das letzte Etwas ihrer Habseligkeiten. Mit rührender Anhänglichkeit und Hilfsbereitschaft haben die Bewohner aus weiter Umgebung den Mönchen in ihrem Unglück beigestanden. Reichlich flossen die Gaben an Tuch, Nahrungsmitteln, Geld und Hausgeräten.

Der *Klosterneubau* wurde auf den alten Mauern errichtet. Baumeister war Leonhard Hüpschi von Bern, der grosse Erfahrung im Bauwesen hatte. Bis zum Jahre 1516 war die Kirche vollendet. Der einfache Dachreiter wurde dabei durch einen Kuppelbau ersetzt. An Stelle des schmucklosen Portals der Kirche trat ein «Vorzeichen», das auf drei Rundbogen ruhte. So blieb die Kirche bis zum Jahre 1711. Dieser Neubau bedeutete keine geringe Belastungsprobe für die Abtei. Darum ist es verständlich, dass der Restaurator des Gotteshauses, Abt Erhard, 1514 an den Rat der Stadt Basel schreiben konnte: «so soll üwer wyssheit verstan, dass wir verderplichen Schaden empfangen haben durch feuersnott und verprünnung unsers armen Gotzhus, darum wir in gross nott und ar-



St. Urban, Fliegeraufnahme

muot yämmerlich kommen sind, insunderheit dasselbig widerum zu erbuwen mit merklichen kosten, durch dass wir genötigt worden, das unser ernstlich zusamen suochen, alss das üwer wyssheit wohl ermässen kan» (STA U. Acta fol. 113).
Nur der ausgezeichneten Ökonomie der Äbte jener Jahrzehnte und der Inhaber des Grosskellneramtes war es zu verdanken, dass St. Urban im Reformationszeitalter nicht vollständig in Schulden versank.
Wie alle Zisterzienser haben auch die Mönche von St. Urban nebst dem Chorgebet der *Handarbeit* den grössten Platz in ihrem Tagewerk eingeräumt. Hier haben die Laienbrüder auf dem Gebiete der Landwirtschaft Hervorragendes geleistet. St. Urbans Viehzucht war weit herum bekannt, und seine Ziegelbrennerei darf man als einmalig bezeichnen. Schliesslich übernahmen sie 1245 auf Ansuchen des Papstes auch Schulen. In jeder Abtei sollte ein Studium errichtet werden «zur Ehre Gottes und zur Zierde des Ordens und der heiligen Kirche». Im Jahre 1445 wurden erneut strenge Bestimmungen erlassen zum Studium der jungen Mönche. Es sollte vor allem kein Mönch zur Priesterweihe zugelassen werden ohne die nötige literarische und theologische Bildung (Canivez IV, 562). Ansätze gab es zwar schon immer in den Klöstern, bereits im 13. und 14. Jahrhundert beschäftigten sich Mönche mit Naturwissenschaft und Mathematik. Während im 16. Jahrhundert in den meisten Klöstern der Eidgenossenschaft die alten, berühmten Schulen zerfallen waren, erlebte St. Urban eine erste Blüte ihrer Schule. Die klassischen Sprachen Griechisch und Latein und auch das Hebräische fanden eifrige Pflege, ja die Schüler waren verpflichtet, sich des Lateinischen als Umgangssprache zu bedienen. Die grossen Humanisten jener Zeit waren mit dem feinsinnigen Abt Sebastian Seemann von St. Urban eng befreundet, so Glarean, Aegidius Tschudi, Hans Jakob von Staal von Solothurn. Die Humanisten Macrinus (Melchior Dürr) und Collinus (Rudolf Ambühl) waren Schulmeister in St. Urban. Obwohl die Werke der Reformatoren in St. Urban nicht unbekannt waren, folgten die Mönche doch nicht den revolutionären Ideen eines Zwingli und Calvin. Wohl das beste Zeugnis für die wissenschaftliche Öffnung des Klosters dem Humanismus gegenüber ist seine Bibliothek.
Weil der Konvent von St. Urban stets darauf bedacht war, seine Bücherbestände zu mehren, ist es auch zu verstehen, dass sie mit andern Klöstern eigentliche Büchergeschäfte tätigten. In diese Linie gehört auch der *Bücherankauf in Beinwil* aus dem Jahre 1386. Am Donnerstag nach St. Katharinen (29. November) verkauften Abt Jacobus und der Konvent des Klosters Beinwil an Johannes Boll, Prior von St. Urban, drei Bücher «die heissent Moralia in Jop» um 15 Gulden und stellten eine Quittung aus (STA LU Nr. 9 Fasc. 56).
Ein guter Stern waltete über diesem Kauf. Diese drei Bücher sind bis zum heutigen Tag erhalten geblieben. Nach der Aufhebung der Abtei St. Urban gelangten die drei Folianten nach Luzern in die Kantons- und Bürgerbibliothek, die heute in der Zentralbibliothek untergebracht sind. Im 3. Bande der Gregorius-Handschrift ist auf den letzten Blättern der Bibliothekskatalog des Klosters Beinwil um 1200 angefügt. Darüber wird uns unser Mitbruder P. Lukas Schenker eingehend berichten.

P. Jodocus Strähler, Mönch von St. Urban und Administrator von Beinwil

Während die Abtei St. Urban den Sturm der Reformation glücklich überstand und zu einer neuen Blüte gelangte, trat in Beinwil ein erschütternder Niedergang ein. Am 10. Februar 1555 starb P. Konrad Wescher, der letzte Mönch von Beinwil. Die Regierung von Solothurn wollte das Kloster, sein Vermögen und Besitztum dem Stiftungszweck erhalten und berief Administratoren zur Verwaltung des Klosters. Die freundschaftlichen Beziehungen St. Urbans mit Beinwil blieben auch nach dem Aussterben des Klosters lebendig. Der Prior des Stiftes, P. Jodocus Strähler, folgte dem Angebot Solothurns und begab sich als Administrator nach Beinwil. Er wollte aber neben sich noch einen Priester haben und wünschte sich einige junge Leute zur feierlichen

St. Urban, Chorgestühl von Peter Frölicher
Wappenaufsatz des Mutterklosters Citeaux

Gestaltung des Gottesdienstes. Er bemühte sich sehr um die wirtschaftliche Lage des verlassenen Klosters. Für die beiden Klosterpfarreien Wittnau und Seewen liess er einen neuen Berein abfassen. Im Jahre 1561 verkaufte er die Mühle in Büsserach, um Pfrundhäuser auszubessern. In Seewen liess er ein Kirchenfenster herrichten mit einer Wappenscheibe und darunter die Beschriftung anbringen: «F. Jodocus Strähler comiculus Abbatiae Beinwilensis anno Domini 1557».
P. Jodocus war ein Freund wissenschaftlicher Studien. Mit Glareanus, einem der gelehrtesten Männer jener Zeit, hatte er schon in St. Urban in Briefwechsel gestanden. In Beinwil lernte er den talentvollen Solothurner Hans Jakob von Staal kennen. P. Jodocus war dem jungen Solothurner ein treuer Freund und unterstützte ihn mit Geld, als er 1558 an die Universität Freiburg im Breisgau zog.
Im einsamen Beinwiler Tal lernte P. Jodok auch gelehrte Männer aus Holland kennen, die Junker Equart, Thomas Essling und Heinrich Quirinius. Im Jahre 1555 hatten sie den Birtishof und ein Jahr später zwei schöne Häuser mit Kapelle gebaut. Doch die gute Freundschaft ging bald in Brüche, als bekannt wurde, dass es sich bei diesen frommen Holländern um Wiedertäufer handle. Kirche und Staat waren Gegner dieser Sekte. Das musste David Joris aus Delft schmerzlich erfahren, als er 1544 nach Basel kam. Unter dem Namen Johannes Bruch kaufte er das Schloss Binningen und andere Liegenschaften in der Nähe Basels. Er starb 1556 in Basel und wurde von seinem eigenen Tochtermann der Wiedertäuferei beschuldigt, von den Baslern wieder ausgegraben, zum Feuertod verurteilt und am 13. Mai mitsamt seinen Schriften vor dem Steinentor verbrannt (Basler Chroniken I, 169, Acklin IV, 847).
Noch im Jahre 1633 vernahm man im Lüsseltal Klagen über das Treiben dieser Sekte.
P. Jodok führte die Verwaltung des Klosters Beinwil zehn Jahre. Am 3. Mai 1565 wünschte er vom Solothurner Rat die Entlassung. Der Rat bewilligte ihm für die Tage des Alters eine eigene Wohnung neben dem Eichtor, zwei Malter Korn und 10 Malter Haber, ein Landfass Wein aus dem Thüringerhaus, in Geld 50 Gulden und einige Zinse in Beinwil als Trinkgeld. Doch konnte er seine Pension nicht mehr lange geniessen, denn schon am 18. Januar des folgenden Jahres starb er und setzte die beiden Klöster St. Urban und Beinwil als Erben ein.

Nach dem Niedergang der Reformationszeit erfolgte eine starke Erneuerungsbewegung im Zeitalter des Barocks. Die prachtvollen Abteien Süddeutschlands, Österreichs und auch der Schweiz erinnern an diese Blütezeit der Kultur und Wissenschaft. Im 17. Jahrhundert war auch das *wissenschaftliche Leben* innerhalb der einzelnen Klöster sehr rege. Allüberall wurden Disputationen in Philosophie und Theologie abgehalten. 1641 kamen Mönche aus St. Urban nach Beinwil, das seit 1633 wieder selbständige Abtei geworden war. 1729 kamen die Patres Alberik und Mauriz aus St. Urban nach Mariastein und 1738 P. Augustin Müller zu einer Disputation.
St. Urban hatte nicht bloss eine vortreffliche Schule für den klösterlichen Nachwuchs. Dieser monastischen Lehranstalt war ein Gymnasium angegliedert, das bis zum Jahre 1836 bestand. Unvergesslich bleiben die Verdienste der Abtei St. Urban auf dem Gebiete des Volksschulwesens. Die St. Urbaner Schulreform an der Wende des 18. Jahrhunderts war beispielhaft und erhielt durch das Lehrerseminar in St. Urban eine weitgehende Strahlungskraft. Es ist vor der Geschichte einfach nicht zu verantworten, dass man solche Gottesstätten im Lande zum Erlöschen verurteilt und dem Volke wertvolle Kräfte entzieht wegen einer Ideologie, wie es der Radikalismus jener Jahre war.
Zum Schluss wenden wir uns noch dem Herzen St. Urbans zu, seinem erhabenen *Gotteshaus.* Es gibt viele Abteien, die an Ausmass grösser sind, aber es gibt nur wenige, die so grossartig wirken wie St. Urban. Dieser Bau steht einsam in dieser Waldlandschaft, er hat die Einsamkeit und Stille seiner Anfänge bewahrt. Hier sind Natur und Kunst zu einer sanften Einheit verwoben. Abt

Malachias Glutz (1706—1725) war der Bauherr, ein Solothurner Aristokrat, dessen Wappen allüberall zu sehen ist, und Franz Beer aus dem Bregenzerwald war der Baumeister. Er hatte zuvor an den Klosterbauten von Irsee und Rheinau reiche Erfahrungen gesammelt. Es gibt nur wenige Kirchenräume, die auf den ersten Blick klarer und einfacher wirken als St. Urban, fast völlig weiss, ohne Deckenmalerei, ohne Gold, mit Ausnahme von Altären und Kanzel, und dabei von einer blendenden Helligkeit, die durch breite, schlichte Fenster einbricht. Aber diese Fenster geben den Blick auf die Landschaft frei. Mattengrün, Waldesdunkel und Himmelsblau strömen durch sie in den weiten Raum — die schöne Luzerner Landschaft erfüllt den Innenraum. Man hat nicht zu Unrecht gesagt, St. Urban sei der schönste Kirchenraum des Luzerner Landes.

Die Krone dieses Gotteshauses ist unstreitig das *Chorgestühl,* worin die Mönche das Opus Dei, das vom heiligen Benedikt angeordnete Psalmengebet, verrichten. Gegen hundert Reliefs in Lindenholz sind in das grosse, eichene Holzwerk eingelassen. Petrus Frölicher (gest. 26.8.1725) wird in den Akten als der eigentliche Schöpfer des Chorgestühls und des Bibliothekseinbaues genannt. Neben Frölicher arbeiteten auch Urs Füeg, Viktor Wüest, Melcher Frank und andere.

Das überragende Kunstwerk wurde von den Klosterstürmern ins Ausland verschachert, blieb eine Zeitlang verschollen und wurde schliesslich von der Gottfried-Keller-Stiftung im Auftrag des Bundesrates aus Schottland zurückgekauft. Dieses barocke Chorgestühl wird jährlich von Tausenden von Besuchern besichtigt — schade, dass die Mönche fehlen, die dem feierlichen Chorgestühl erst den rechten Sinn geben könnten.

Nicht ohne Wehmut kann man von diesem Gotteshaus scheiden, denn zu gross war seine Bedeutung und Strahlungskraft, als dass man einfach weggehen könnte wie aus einem Museum. Die Kirche kann nur den überzeugen, den sie auch ansprechen kann mit ihrer eigensten Stimme, dem Wort des Priesters und dem Gesang und Gebet der Gläubigen; hier in St. Urban hat sie durch den Psalmengesang der Mönche zu den Herzen der Gläubigen gesprochen. Heute aber hat sie nebst dem gläubigen Volk der Umgebung noch andere Werber, deren Stimmen vernehmlich werden: es sind die toten Mönche, die hier an dieser Stätte ihre Lebenskräfte für andere verbrauchten und Gott die Ehre gaben und nun im Schatten der alten Mauern begraben liegen. Wie die Geschichte Lebende und Tote umfasst und nur dem ihre Zeichensprache verrät, der die gesegneten Hände der Toten wirken sieht im Gewebe der Zeit, so ist auch St. Urban nicht ohne Hoffnung, denn nur Gott allein kennt seine Zeit: Er gibt Tod und gibt Leben, Er lässt Untergang und Zerstörung zu, Er schenkt auch Erweckung und Auferstehung.

Diese Wahrheit durfte die kleine Hirsauer Abtei Beinwil mehrfach erleben. Im Laufe der Geschichte musste der Konvent von Beinwil fünf Translationen und drei Aufhebungen erleiden und ging immer wieder neu gestärkt aus seinen Prüfungen hervor.

Literatur

Ernst Baumann: Die letzten von St. Urban. Dr Schwarzbueb 24, 1946, 53f.
Ferdinand Eggenschwiler: Geschichte des Klosters Beinwil bis 1648. Gassmann (Solothurn) 1930, 141—144.
Alfred Haeberle: Die mittelalterliche Blütezeit des Zisterzienser-Klosters St. Urban 1250—1375. Eugen Haag (Luzern) 1946, 132.
Anna Hug: Die St. Urbaner Schulreform an der Wende des 18. Jahrhunderts. Leemann (Zürich) 1920.
H. Meyer-Rahn: Das Chorgestühl der Zisterzienser-Abtei St. Urban. 1913.
Josef Schmid: Geschichte der Zisterzienser-Abtei St. Urban. Haag (Luzern) 1930, 70.
Schweiz. Kirchenzeitung 1859, 446; 1890, 37; 1894, 66; 1905, 418.
Hans Wicki: Geschichte der Zisterzienser-Abtei im Zeitalter der Reformation 1500—1550.